

Heimatlich in Lindenberg

„Zo Köln am Rhing benn isch geboore, ich han ming Mottersproch noch nit verloore ...“

Gerhard Fey aus Köln, Jahrgang 1921, Er leitete das Berliner Familienferiendorf Nadenberg mit seiner Frau Hanni aus Ostpreußen, von Anfang an, 27 Jahre lang bis zum Ruhestand. Mit der Familie in dieser Gegend zu leben, war ein Traum für ihn ein Traum, der wahr wurde, wie Karl Jaspers Wort:

Heimat ist da, wo ich verstehe und wo ich verstanden werde.

Fey ist nicht allein Mitglied des „GMV“ - auch im Westallgäuer Heimatverein und im Nadenberger Kapellenverein - als Evangelischer.

Damals war das alles für mich Neuland. Ich war von Beruf Industriekaufmann, aber dann kam der Krieg, und hinterher war meine Firma Klöckner-Humboldt-Deutz zerstört und so habe ich angefangen, mich 1945 um „Wandernde Jugendliche“ zu kümmern, die in den Westen irrten - vergleichbar mit „Unbegleiteten Jugendlichen“ heutzutage. Bei Göttingen war nahe der russischen Zonengrenze das große Flüchtlingsaufnager Friedland, und die Stadt unterhielt in einer leeren Schule ihre Versorgungsunterkunft. Da konnten Jugendliche solange bleiben, bis ich sie irgendwie unterbringen (Arbeits- oder gar Lehrstellen) oder weiterleiten konnte, auch mit Hilfe des Jugendamtes oder des damaligen Niedersächsischen Landesjugendheims dort, einer „Endstation“ für Problemkinder, die in normalen Heimen nicht mehr tragbar waren.

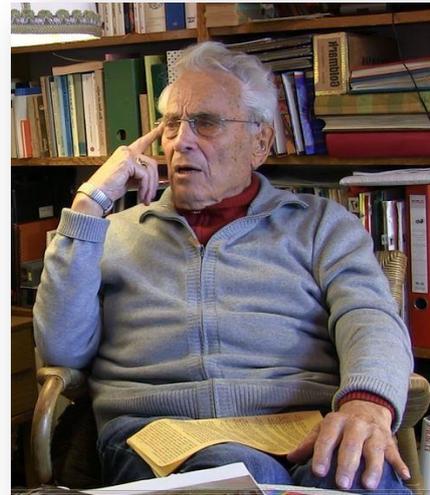
Diplom-Sozialpädagoge

Dieses mit neuen erzieherischen Methoden arbeitende Haus „köderte“ mich dann als Mitarbeiter mit einer Dienstwohnung, die wir allerdings erst bezogen, als unser zweites Kind geboren wurde. Wir jungen Erzieher wurden nebenamtlich bestens in Göttingen ausgebildet, wofür ich für mein ganzes Leben besonders dankbar wurde. Bis mich dann ein Schulkamerad nach Hamburg gelotst hat. Dort erlebte ich jedoch eine fürchterliche Pleite mit einer Fürsorge-Philosophie, beeinflusst von englischer „Reeducation“ (Deutschland muss demokratisch werden) und einer Art „Sozialromantik“ die kein Thema sein konnte für mich als Göttinger.

Der Fey macht Reklame – sowas!

Ich sattelte um wieder ins Betriebswirtschaftliche, baute nebenberuflich in der damaligen Hamburger Werbefachschule meinen „Werbeassistenten“, wurde Kontakter bei der Hanns W. Brose GmbH Frankfurt, deren Gesellschaft für Gemeinschaftswerbung - wer hätte damals das geahnt - seinerzeit den Slogan lieferte „Übrigens... man geht nicht mehr ohne Hut!“ (nachzulesen im neuen Buch "Chapeau" S. 128). Doch die alte Branche ließ nicht locker. Ich hörte von einem „Kinderdorf der Stiftung Hilfswerk Berlin“, Sitz Frankfurt, dessen Sozialdezernent Dr. Rudolf Prestel deren Geschäfte führte und einen Leiter dafür suchte.

„Nein, mit fremder Leute Kinder ärgere ich mich nicht mehr rum“. -- Falsch! Da hatten Leute die gute Idee, nicht mehr Kinder wochenlang zur Erholung aus der Metropole nach Skandinavien oder sonst wohin zu schicken, sondern sie mit ihren nicht weniger erholungsbedürftigen Eltern jeweils drei Wochen „auf die Hütte im Allgäu“ zu fahren. So könne man die Erziehungs- und Pflegekraft einer Familie viel besser stärken, postulierte Dr. Prestel, was auch ganz und gar meiner Ansicht entsprach. Und man meinte, ich möge doch in Lindenberg mich „mal umsehen“. Köder - noch raffinierter als in Göttingen. Machen wir es kurz: Wer an einem Sonnentag vom Nadenberg zum Pfänder und Säntis schaut und die Türme der Schlosskirche von Friedrichshafen vorm glitzernden Bodensee sieht und dann nicht futsch und hin ist, dem kann man nicht mehr helfen. Ich bewarb mich, und die Stiftung, in der alle Kommunal- und Wohlfahrtsverbände Deutschlands vereint waren, gab grünes Licht und ich landete 1960 in Lindenberg. Ein wenig Bammel hatte ich allerdings, weil dieses Dorf damals das größte war, was es bisher gab. In so



einem Betrieb könnten sich Berliner gar nicht richtig erholen. Das war aber ein Trugschluss. Selbst nach der baldigen Erweiterung mit 34 Häusern auf 108 Einheiten verteilte sich alles so gut, dass man nicht davon sprechen konnte, störende Unruhe oder sonstigen Lärm im Gelände zu spüren. Im Dorf verteilt wurde jede Woche ein Drittel der Häuser von Neulingen bezogen, die neben sich Nachbarn hatten, die schon ein oder zwei Wochen da waren und ihnen gern Informationen weiter gaben.

Mithelfen?

Natürlich versuchten wir in den Einführungsabenden besonders den Vätern beizubringen, ohne ihr Tun gäbe es keine richtige Erholung. Auf kölsche Art, dazu Männer zu ermutigen, fällt nicht schwer. Die Kleinen bekamen ein Fragezeichen, mit Tesafilm innen an die Türe geklebt: Habe ich Mama schon geholfen, ehe ich draußen spielen gehe?

Ich dachte, wenn da nicht ein Mithelfen kommt, dann ist das eine halbe Sache, und das klappte bei uns mehr oder weniger. Meine Mitarbeiterinnen, meine Frau, die Sekretärin, wir waren schon ein Team, das begeistern konnte, und auch die Bevölkerung machte mit. Was habe ich mir anfangs Gedanken gemacht. Wie geht das mit der Integration Berliner - Westallgäuer? Aber das funktionierte vollautomatisch. Beispiel: Die Koffer wurden per LKW vom Bahnhof Röthenbach hochgefahren. Da standen sie im Mai 1960 vor den Honoratioren, die gespannt auf die Busse der ersten Berliner warteten. Aber statt rumzustehen, packten sie sich die Koffer, der Bürgermeister, der Landrat, die Stadträte und brachten sie zu den Wohnungen. Als das die Feriengäste erfuhren, waren sie so begeistert, dass dieses Beispiel Schule machte, und alle weiteren Ankömmlinge ihre Koffer schon vorher vor ihrer Türe fanden.

Egal wo, plötzlich kommt irgendwo aus dem Wald ein Berliner raus.

Wir haben Erzieherinnen eingestellt oder Jugendleiterinnen mit Vereinerfahrungen, die musizieren und singen konnten. Alle drei Wochen gab es Tanzabende, Konzerte, Kinderfeste, Lagerfeuer, Spielabende oder Bastelstunden - dass niemand diese Angebote „Jeder kann, keiner muss“ verpasste. Eine besonders preiswerte Tour: mit dem Bus nach Scheidegg, Wanderung zum Pfänder. Bahn nach Bregenz, Schiff nach Lindau, per Bus zurück.

Rektor Mäusle und andere Wanderführer zogen los zum Eistobel oder sonst wo hin. Ein Lindenberger meinte mal: Egal wo man hinkommt, plötzlich kommt irgendwo raus aus dem Wald ein Berliner. Die Einheimischen waren stolz: Wir sind für das Familienferiendorf der Berliner ausgesucht worden. Mal stand im Lokal ein Eis vor einem Berliner Kind, wurde im Regen schnell beim Vorbeilaufen ein Schirm hinaus gereicht oder müde Wanderer im Auto mitgenommen. Nur mit der Verständigung hat es nicht immer geklappt. Eine junge Berlinerin war einmal im Laden einkaufen und hat wohl die Verkäuferin nicht verstanden, also meinte sie: „Sie müssen schon entschuldigen, aber ich verstehe noch kein Englisch.“

*** **

[Weiterlesen: Stadtrundgang – Ein Platz an der Sonne](#)